

BILDUNG ZWISCHEN ANPASSUNG UND LEBENSKUNST. RESSOURCEN DER LEBENSBERWÄLTIGUNG

Heiner Keupp

Vortrag auf dem „Tag der Weiterbildung“ am 03. März 2006 in St.Johann im Pongau

In seinen „Flüchtlingsgesprächen“ lässt Brecht nach einem Räsionieren über Sinn und Zweck der Weiterbildung an der Volkshochschule abschließend zusammenfassen: „Wir könnens so ausdrücken: wenn der Bildungsdrang in einem Land einen so heroischen und selbstlosen Anstrich kriegt, dass es allgemein auffällt und für eine hohe Tugend gehalten wird, wirft das ein schlechtes Licht auf das Land.“ (Brecht 1980, S. 52)

Da ich kein gelernter Pädagoge bin, brauche ich mich mit dem komplizierten Erbe des Bildungsbegriffes nicht herumzuschlagen. Ich habe eine sehr subjektive Sicht auf Bildung und Bildungsarbeit und die ist nicht ohne Ambivalenzen. Da sehe ich auf der einen Seite das Bildungsbürgertum, bei dem die Grenze zwischen Bildung und Einbildung nicht immer so eindeutig gezogen ist. Bildungsdünkel assoziiere ich hier oder „Kulturheuchelei“, um einen Begriff von Freud aufzunehmen. Bildung dient der Distinktion zu den Bevölkerungsteilen, die eben nicht kultiviert und gebildet aufzutreten vermögen.

Auf der anderen Seite sehe ich Bildung – im Anschluss an Pierre Bourdieu – als „symbolisches Kapital“, als eine Ressource, die – wenn vorhanden - es Menschen erlaubt, kreativ und eigenständig den eigenen Lebensentwurf zu formulieren und immer wieder zu reflektieren und umzuschreiben. In diesem Sinne hat Bildung etwas mit Lebensbewältigung, Lebenskompetenzen und Identitätsarbeit zu tun und wenn ich im folgenden Bildungsarbeit mit der Förderung von Bedingungen und Möglichkeiten souveräner Lebensgestaltung in Verbindung bringen werde, dann frage ich danach, welche Fähigkeiten und Ressourcen der Lebensbewältigung Menschen in der „Reflexiven Moderne“ brauchen und gebe dann damit den Ball an die Fachleute der Weiterbildung weiter.

Zunächst müssen wir uns ein Bild von dem gesellschaftlichen Profil verschaffen, das sich im Zuge eines dramatischen gesellschaftlichen Umbruchs herausbildet und das ich gerade als „Reflexive Moderne“ bezeichnet habe. Es geht also um die Frage:

IN WELCHER GESELLSCHAFT LEBEN WIR?

Die großen Gesellschaftsdiagnostiker der Gegenwart sind sich in ihrem Urteil relativ einig: Die aktuellen gesellschaftlichen Umbrüche gehen ans „Eingemachte“ in der Ökonomie, in der Gesellschaft, in der Kultur, in den privaten Welten und auch an die Identität der Sub-

jekte und das hat auch Konsequenzen für Bildungsprozesse. In Frage stehen zentrale Grundprämissen der hinter uns liegenden gesellschaftlichen Epoche, die Burkart Lutz schon 1984 als den „kurzen Traum immerwährender Prosperität“ bezeichnet hatte. Diese Grundannahmen hatten sich zu Selbstverständlichkeiten in unseren Köpfen verdichtet.

Wenn wir sicher wüssten, was uns die künftigen gesellschaftlichen Entwicklungen in diesem globalisierten, digitalisierten Kapitalismus bringen werden, dann könnten wir entsprechende Lernprozesse im klassischen curricularen Sinne organisieren. Auch wenn wir diesen gesellschaftlichen „Heilsplan“ nicht kennen, können wir doch im Sinne der „Streitschrift Zukunftsfähigkeit“ des Bundesjugendkuratoriums vom 17.12.2001 davon ausgehen, „dass die Gesellschaft der Zukunft

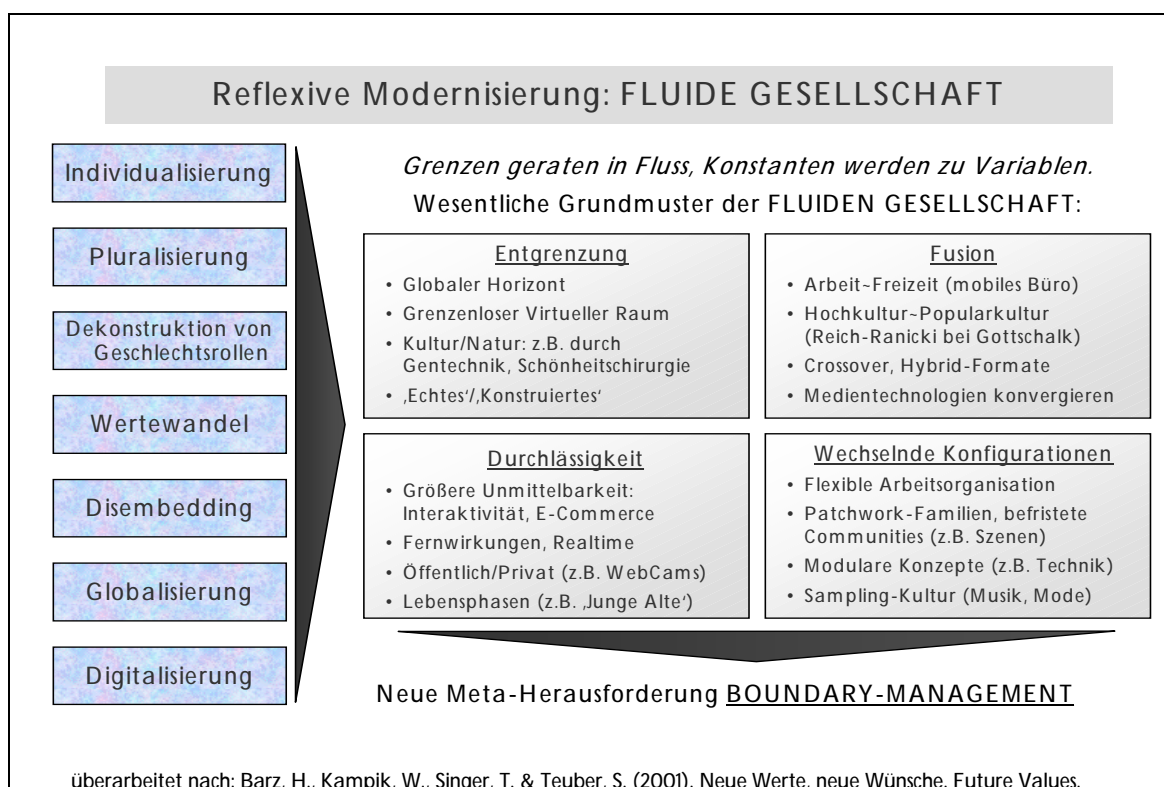
- eine *Wissensgesellschaft* sein wird, in der Intelligenz, Neugier, lernen wollen und können, Problemlösen und Kreativität eine wichtige Rolle spielen;
- eine *Risikogesellschaft* sein wird, in der die Biographie flexibel gehalten und Identität trotzdem gewahrt werden muss, in der der Umgang mit Ungewissheit ertragen werden muss und in der Menschen ohne kollektive Selbstorganisation und individuelle Verantwortlichkeit scheitern können;
- eine *Arbeitsgesellschaft* bleiben wird, der die Arbeit nicht ausgegangen ist, in der aber immer höhere Anforderungen an den Menschen gestellt werden, dabei zu sein;
- eine *demokratische Gesellschaft* bleiben muss, in der die Menschen an politischen Diskursen teilnehmen und frei ihre Meinung vertreten können, öffentliche Belange zu ihren Angelegenheiten machen, der Versuchung von Fundamentalismen und Extremen widerstehen und bei allen Meinungsverschiedenheiten Mehrheitsentscheidungen respektieren;
- als *Zivilgesellschaft* gestärkt werden soll, mit vielfältigen Formen der Partizipation, Solidarität, sozialen Netzen und Kooperation der Bürger, egal welchen Geschlechts, welcher Herkunft, welchen Berufs und welchen Alters;
- eine *Einwanderungsgesellschaft* bleiben wird, in der Menschen verschiedener Herkunft, Religion, Kultur und Tradition integriert werden müssen, vorhandene Konflikte und Vorurteile überwunden und Formen des Miteinander-Lebens und – Arbeitens entwickelt werden müssen, die es allen erlauben, ihre jeweilige Kultur zu pflegen, aber auch sich wechselseitig zu bereichern“ (Bundesjugendkuratorium 2001, S. 17f.).

Diese Liste lässt sich noch durch sechs weitere zentrale Bezugspunkte für eine Gegenwartsanalyse vervollständigen:

- Was im letzten Vierteljahrhundert begonnen wurde, steht auch weiterhin auf der Tagesordnung: Die Herstellung einer nachhaltig gesicherten *Chancengleichheit der Geschlechter*, die gegen eine unverändert fortwirkende patriarchal geprägte Dominanzkultur durchzusetzen ist.
- Wir leben in einer *Ungleichheitsgesellschaft*, in der sich die Verteilung des ökonomischen, sozialen und symbolischen Kapitals immer mehr von dem Prinzip der Verteilungsgerechtigkeit weg bewegt und damit auch die Verteilung von Lebenschancen.
- Die Gesellschaft, in der wir leben ist auch eine *Erlebnisgesellschaft*, in immer mehr Menschen ihre Selbstentfaltungswünsche im Hier und Heute verwirklichen wollen und auf der Suche nach Lebensfreude und Authentizität sind.
- Wir leben in einer *Mediengesellschaft*, in der die Medien immer mehr die Funktionen der Erziehung, der Normvermittlung, der Vorbilder, aber auch der Gewöhnung an Gewalt übernommen haben.
- Die Gesellschaft, die sich immer mehr abzeichnet, wird auch eine globalisierte, kapitalistische *Netzwerkgesellschaft* sein, die sich als Verknüpfung von technologischen und ökonomischen Prozessen erweist. Für Castells bedeutet „die Netzwerkgesellschaft einen qualitativen Wandel in der menschlichen Erfahrung“ (1996, S. 477). Ihre Konsequenzen „breiten sich über den gesamten Bereich der menschlichen Aktivität aus und transformieren die Art, wie wir produzieren, konsumieren, managen, organisieren, leben und sterben (Castells 1991, S. 138).“
- Wir leben einer *Welt hegemonialer Ansprüche*, in der immer häufiger Mittel des Terrors, des Krieges und demokratisch nicht legitimierter Herrschaft zum Einsatz kommen.

In diesen Bezugspunkten lässt sich die komplexe Mischung risikoreicher Potentiale der gegenwärtigen gesellschaftlichen Konstellation andeuten, auf die bezogen Subjekte heute ihre Identitätskonstruktionen entwerfen müssen.

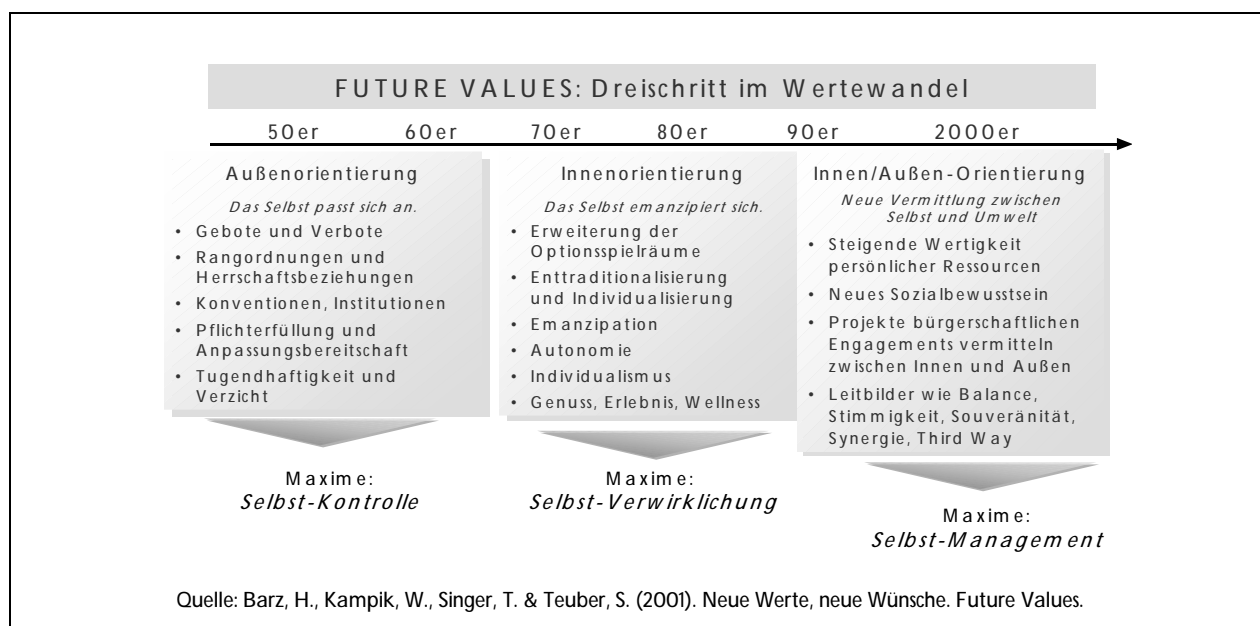
An den aktuellen Gesellschaftsdiagnosen hätte Heraklit seine Freude, der ja alles im Fließen sah. Heute wird uns ein „fluide Gesellschaft“ oder die „liquid modernity“ (Bauman 2000) zur Kenntnis gebracht, in der alles Statische und Stabile zu verabschieden ist.



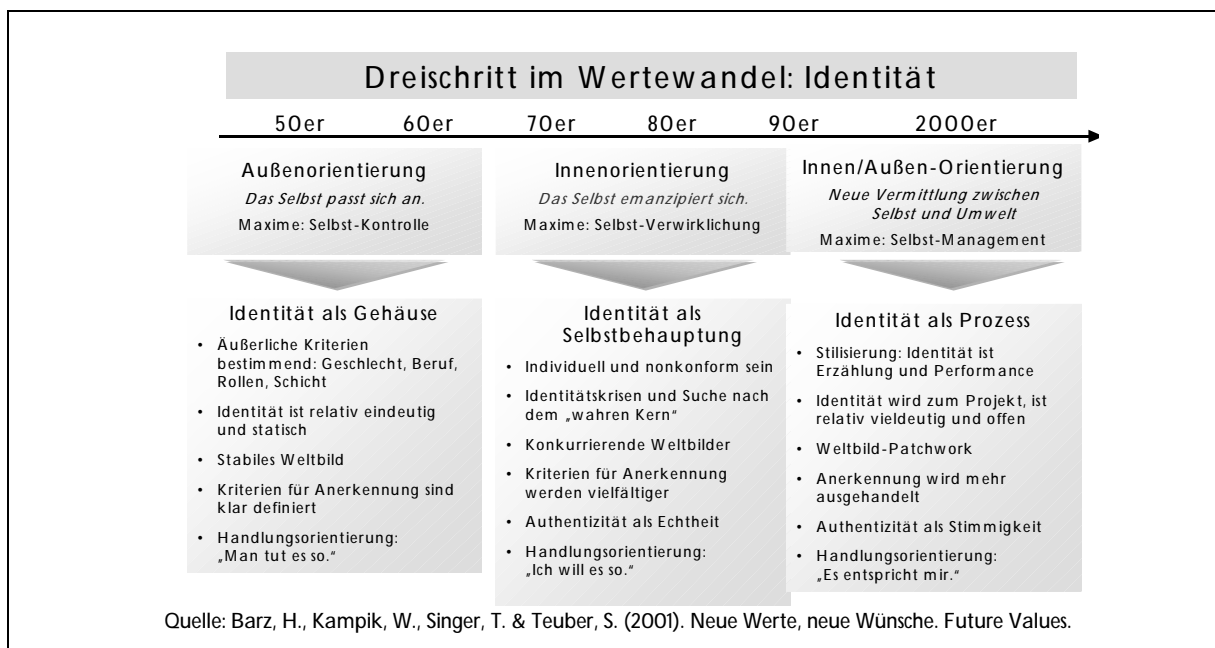
Wenn wir uns der Frage zuwenden, welche gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen die alltäglichen Lebensformen der Menschen heute prägen, dann kann man an dem Gedanken des „disembedding“ oder der Enttraditionalisierung anknüpfen. Dieser Prozess lässt sich einerseits als tiefgreifende Individualisierung und als explosive Pluralisierung andererseits beschreiben. Diese Trends hängen natürlich zusammen. In dem Maße, wie sich Menschen herauslösen aus vorgegebenen Schnittmustern der Lebensgestaltung und eher ein Stück eigenes Leben gestalten können, aber auch müssen, wächst die Zahl möglicher Lebensformen und damit die möglichen Vorstellungen von Normalität und Identität. Klar ist, dass die Grenzüberschreitungen nicht mehr das Devianzproblem darstellen, sondern sie beginnen zur Normalerfahrung unserer globalisierten Netzwerkgesellschaft zu werden. Andererseits sind die Freiheiten des einzelnen nicht grenzenlos. Er muss seine Grenzen selbst einziehen, er muss Grenzmanagement betreiben und dabei gibt es die neuen normativen Eckpunkte der (Hyper-) Flexibilität, der Fitness und der Mobilität, die nicht straflos vernachlässigt werden dürfen. Als ein weiteres Merkmal der „fluiden Gesellschaft“ wird die zunehmende Mobilität benannt, die sich u.a. in einem häufigeren Orts- und Wohnungswechsel ausdrückt. Die Bereitschaft zu diesen lokalen Veränderungen folgt vor allem aus der Logik der Arbeitsmärkte, die ein flexibles Reagieren auf veränderte Marktbedingungen erfordert und die immer weniger beständige Betriebszugehörigkeiten sichert. Der „flexible Mensch“ (wie ihn Sennett 1998 beschrieben hat) – so jedenfalls die überall verkündete Botschaft – muss sich von der Idee der lebenslangen Loyalität gegenüber einer Firma lösen, er muss sich in seinem Arbeitsmarktverhalten an die ökonomisch gegebenen Netzwerkstrukturen anpassen. Das ist die Botschaft der vom einzelnen geforderten geistigen, seelischen und körperlichen „Fitness“:

Sei bereit, dich auf alles einzulassen! Auch aus diesem Diskurs werden wir von der Botschaft erreicht, dass wir bislang gesetzte Grenzen überschreiten können, ja müssen, wenn wir erfolgreich an dem gesellschaftlichen Wettbewerb um Chancen und Macht beteiligt sein wollen.

Auch unsere Vorstellungen vom „guten Leben“, also unsere zentralen normativen Bezugspunkte für unsere Lebensführung, haben sich in den letzten 30 Jahren grundlegend verändert. Es wird von einer "kopernikanischen Wende" grundlegender Werthaltungen gesprochen: "Dieser Wertewandel musste sich in Form der *Abwertung* des Wertekorsetts einer (von der Entwicklung längst ad akta gelegten) religiös gestützten, traditionellen *Gehorsams- und Verzichtsgesellschaft* vollziehen: Abgewertet und fast bedeutungslos geworden sind 'Tugenden' wie 'Gehorsam und Unterordnung', 'Bescheidenheit und Zurückhaltung', 'Einfühlung und Anpassung' und 'Fester Glauben an Gott'" (Gensicke 1994, S. 47). Dieser Wertewandel lässt sich so schematisieren:



Die Wertewelt ist jeweils auch ein zentraler Rahmen für meine Identitätskonstruktion: „Aufgrund meiner Identität weiß ich, worauf es mir mehr oder weniger ankommt, was mich tiefgreifend berührt und was eher nebensächlich ist“ (Taylor 2002, S. 271). Insofern kann es nicht überraschen, dass auch die Bezugspunkte für die Identitätsentwicklung vom Wertewandel zentral betroffen sind.



Das Leben in der Wissens-, Risiko-, Zivil-, Einwanderungs-, Erlebnis- und Netzwerkgesellschaft verdichtet sich zu einer verallgemeinerbaren Grunderfahrung der Subjekte in den fortgeschrittenen Industrieländern: In einer "ontologischen Bodenlosigkeit", einer radikalen Enttraditionalisierung, dem Verlust von unstrittig akzeptierten Lebenskonzepten, übernehmbaren Identitätsmustern und normativen Koordinaten. Subjekte erleben sich als Darsteller auf einer gesellschaftlichen Bühne, ohne dass ihnen fertige Drehbücher geliefert würden. Genau in dieser Grunderfahrung wird die Ambivalenz der aktuellen Lebensverhältnisse spürbar. Es klingt natürlich für Subjekte verheißungsvoll, wenn ihnen vermittelt wird, dass sie ihre Drehbücher selbst schreiben dürften, ein Stück eigenes Leben entwerfen, inszenieren und realisieren könnten. Die Voraussetzungen dafür, dass diese Chance auch realisiert werden können, sind allerdings bedeutend. Die erforderlichen materiellen, sozialen und psychischen Ressourcen sind oft nicht vorhanden und dann wird die gesellschaftliche Notwendigkeit und Norm der Selbstgestaltung zu einer schwer erträglichen Aufgabe, der man sich gerne entziehen möchte. Die Aufforderung, sich selbstbewusst zu inszenieren, hat ohne Zugang zu der erforderlichen Ressourcen, etwas zynisches.

Zusammenfassend können wir feststellen, dass wir in einer Gesellschaft leben, die gekennzeichnet ist durch

- ❖ tiefgreifende kultureller, politischer und ökonomischer Umbrüche, die durch einen global agierenden digitalen Netzwerkkapitalismus bestimmt werden;
- ❖ sich ändernde biographische Schnittmuster, die immer weniger aus bislang bestimmenden normalbiographischen Vorstellungen bezogen werden können;
- ❖ durch Wertewandel, der einerseits neue Lebenskonzepte stützt, der aber zugleich in seiner pluralisierten Form zu einem Verlust unbefragt als gültig angesehener Werte führt und mehr selbst begründete Wertentscheidungen verlangt;

- ❖ veränderte Geschlechterkonstruktionen, die gleichwohl untergründig wirksame patriarchale Normen und Familienmuster nicht überwunden haben;
- ❖ die Pluralisierung und Entstandardisierung familiärer Lebensmuster, deren Bestand immer weniger gesichert ist und von den beteiligten Personen hohe Eigenleistungen in der Beziehungsarbeit verlangt;
- ❖ die wachsende Ungleichheit im Zugang der Menschen zu materiellen, sozialen und symbolischem Kapital, die gleichzeitig auch zu einer ungleichen Verteilung von Lebenschancen führt;
- ❖ zunehmende Migration und daraus folgenden Erfahrungen mit kulturellen Differenzen und einem Patchwork der Verknüpfung dieser Differenzen zu neuen Hybriditäten, die aber von spezifischen Bevölkerungsgruppen als Bedrohung erlebt werden;
- ❖ wachsenden Einfluss der Medien, die nicht nur längst den Status einer zentralen Erziehungs- und Bildungsinstanz haben, sondern auch mit ihrem hohen Maß an Gewaltpräsentation zumindest die Gewöhnung an Gewalt wesentlich fördern;
- ❖ hegemonialen Ansprüche, die die Mittel von Krieg und Terror einsetzen, um ihre jeweiligen ideologischen Vorstellungen einer Weltordnung jenseits demokratischer Legitimation durchzusetzen.

WEITERBILDUNG IN DER REFLEXIVEN MODERNE

Als Sozialpsychologe, der kein Spezialist für Weiterbildung ist, aber in unterschiedlichen Funktionen Weiterbildungsinstitutionen berät und begleitet, möchte ich in sieben Thesen eine eigene bildungspolitische Positionierung vornehmen, ehe ich dann in einem abschließenden Schritt Vorschläge für die heute geforderten Ressourcen der Lebensbewältigung vorlegen möchte:

- 1) Der Motor für (Weiter-)bildung sollten Neugier, Sinnsuche oder der Wunsch sein, Zusammenhänge zu begreifen. Die aktuellen Diskurse sind allerdings vielmehr von Angst bestimmt; die Angst, den Anschluss nicht halten zu können und ausgemustert zu werden; die Angst, sich nicht gut präsentieren zu können, nicht genug dynamisch, flexibel und fit zu sein; die Angst nicht angstfrei reden zu können.
- 2) Bei Weiterbildung geht es um Bildung und Bildung hat zentral mit Lebensbewältigung und Lebenskunst zu tun: Wie kann ich leben? Wie will ich leben? Und welche Ressourcen brauche ich für die Realisierung meiner Vorstellung vom „guten Leben“.
- 3) Die Einfache Moderne hatte klare Vorstellungen von Bildungsgütern, die in den unterschiedlichen Bildungssystemen zu vermitteln waren. In der Zweiten Moderne wachsen die Zweifel an diesen Vorstellungen, aber es entstehen keine neuen Klarheiten über

gesicherte Wissensbestände, die dann wieder in Bildungssystemen weitergegeben werden können.

- 4) Weiterbildung ist mehr als „Wissensmanagement“ und Erwachsenenbildner sind mehr als die „Jongleure der Wissensgesellschaft“. Wissen zu strukturieren und Zugänge zu Wissen zu organisieren, sind sicher hilfreiche Voraussetzungen für Bildung, aber sich darauf zu reduzieren, hieße den normativen Anspruch von Bildung als Aufklärung aufzugeben.
- 5) In einer individualisierten Gesellschaft kommt es auf die Stärkung der individuellen Kompetenzen der Selbstsorge und Selbstbestimmung an. Damit ist nicht Fitness für das Agieren im globalisierten Kapitalismus gemeint, sondern die Erarbeitung einer eigenen reflexiven Position und die Ermutigung zum aufrechten Gang.
- 6) Weiterbildung wie der gesamte Bildungsbereich ist von einer „Verbetriebswirtschaftlichung“ bedroht, die immer weniger von einer Bildungsidee getragen ist, sondern von der Logik des Marktes. Hier ist eine ideologische Auseinandersetzung nötig, die u.a. dem neoliberalen Menschen- und Gesellschaftsbild das Recht bestreiten muss, die angemessene Denkform der Reflexiven Moderne zu sein.
- 7) Bildung in der gegenwärtigen und – soweit erkennbar – zukünftigen Gesellschaft muss deshalb auf die Stärkung reflexiver Kompetenzen der Subjekte bauen, weil die (Re-)Etablierung einer sicheren und geordneten Welt mit klaren und von allen akzeptierten Prinzipien nicht erwartet werden kann. Wir werden mit einer fortschreitenden Entgrenzung von Normen, Institutionen, Lebensformen zu leben haben. Umso wichtiger wird die Stärkung der Fähigkeiten der Subjekte, eigene Grenzen ziehen zu können. Das erweist sich zunehmend als Schlüsselkompetenz.

WELCHE RESSOURCEN WERDEN IN EINER SOLCHEN GESELLSCHAFT BENÖTIGT?

Welche Ressourcen benötigen Subjekte, um selbstbestimmt und selbstwirksam ihre eigenen Weg in einer so komplex gewordenen Gesellschaft gehen zu können? Ohne Anspruch auf Vollständigkeit lassen sich die folgenden nennen:

- Herstellung eines kohärenten Sinnzusammenhangs.
- Die Fähigkeit zum „boundary management“.
- Sie brauchen „einbettende Kulturen“.
- Sie benötigen eine materielle Basissicherung.
- Sie benötigen die Erfahrung der Zugehörigkeit.
- Sie brauchen einen Kontext der Anerkennung.
- Beteiligung am alltäglichen interkulturellen Diskurs.
- Sie brauchen zivilgesellschaftliche Basiskompetenzen.

❖ *Lebenskohärenz*

In einer hochpluralisierten und fluiden Gesellschaft ist die Ressource „Sinn“ eine wichtige, aber auch prekäre Grundlage der Lebensführung. Sie kann nicht einfach aus dem traditionellen und jederzeit verfügbaren Reservoir allgemein geteilter Werte bezogen werden. Sie erfordert einen hohen Eigenanteil an Such-, Experimentier- und Veränderungsbereitschaft. Im Rahmen der salutogenetisch ausgerichteten Forschung hat sich das „Kohärenzgefühl“ (sense of coherence) als ein erklärungsfähiges Konstrukt erwiesen (vgl. Antonovsky 1997). Dieses Modell geht von der Prämisse aus, dass Menschen ständig mit belastenden Lebenssituationen konfrontiert werden. Der Organismus reagiert auf Stressoren mit einem erhöhten Spannungszustand, der pathologische, neutrale oder gesunde Folgen haben kann, je nachdem, wie mit dieser Spannung umgegangen wird. Es gibt eine Reihe von allgemeinen Widerstandsfaktoren, die innerhalb einer spezifischen soziokulturellen Welt als Potential gegeben sind. Sie hängen von dem kulturellen, materiellen und sozialen Entwicklungsniveau einer konkreten Gesellschaft ab. Mit organismisch-konstitutionellen Widerstandsquellen ist das körpereigene Immunsystem einer Person gemeint. Unter materiellen Widerstandsquellen ist der Zugang zu materiellen Ressourcen gemeint (Verfügbarkeit über Geld, Arbeit, Wohnung etc.). Kognitive Widerstandsquellen sind "symbolisches Kapital", also Intelligenz, Wissen und Bildung. Eine zentrale Widerstandsquelle bezeichnet die Ich-Identität, also eine emotionale Sicherheit in bezug auf die eigene Person. Die Ressourcen einer Person schließen als zentralen Bereich seine zwischenmenschlichen Beziehungen ein, also die Möglichkeit, sich von anderen Menschen soziale Unterstützung zu holen, sich sozial zugehörig und verortet zu fühlen.

❖ *Boundary management*

In einem soziokulturellem Raum der Überschreitung fast aller Grenzen wird es immer mehr zu einer individuellen oder lebensweltspezifischen Leistung, die für das eigene „gute Leben“ notwendigen Grenzmarkierungen zu setzen. Als nicht mehr verlässlich erweisen sich die Grenzpfähle traditioneller Moralvorstellungen, der nationalen Souveränitäten, der Generationsunterschiede, der Markierungen zwischen Natur und Kultur oder zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit. Der Optionsüberschuss erschwert die Entscheidung für die richtige eigene Alternative. Beobachtet wird – nicht nur – bei Jugendlichen eine zunehmende Angst vor dem Festgelegtwerden („Fixeophobie“), weil damit ja auch der Verlust von Optionen verbunden ist. Gewalt- und Suchtphänomene können in diesem Zusammenhang auch als Versuche verstanden werden, entweder im diffusen Feld der Möglichkeiten unverrückbare Grenzmarkierungen zu setzen (das ist nicht selten die Funktion der Gewalt) oder experimentell Grenzen zu überschreiten (so wird mancher Drogenversuch verstanden). Letztlich kommt es darauf an, dass Subjekte lernen müssen, ihre eigenen Grenzen zu finden und zu ziehen, auf der Ebene der Identität, der Werte, der sozialen Beziehungen und der kollektiven Einbettung.

❖ *Soziale Ressourcen*

Gerade für Heranwachsende sind neben familiären Netzwerken ihre peer groups eine wichtige Ressource. Im Rahmen der Belastungs-Bewältigungs-Forschung stellen soziale Netzwerke vor allem einen Ressourcenfundus dar. Es geht um die Frage, welche Mittel in bestimmten Belastungssituationen im Netzwerk verfügbar sind oder von den Subjekten aktiviert werden können, um diese zu bewältigen. Das Konzept der „einbettenden Kulturen“ (Kegan 1986) zeigt die Bedeutung familiärer und außerfamiliärer Netzwerke für den Prozess einer gelingenden Identitätsarbeit vor allem bei Heranwachsenden. Dies kann im Sinne von Modellen selbstwirksamer Lebensprojekte erfolgen, über die Rückmeldung zu eigenen Identitätsstrategien, über die Filterwirkung kultureller und vor allem medialer Botschaften bis hin zur Bewältigung von Krisen und Belastungen. Ein zweiter Aspekt kommt hinzu: Netzwerke bedürfen der aktiven Pflege und ein Bewusstsein dafür, dass sie nicht selbstverständlich auch vorhanden sind. Für sie muss etwas getan werden, sie bedürfen der aktiven Beziehungsarbeit und diese wiederum setzt soziale Kompetenzen voraus. Sind diese Kompetenzen im eigenen Sozialisationsmilieu nicht aktiv gefördert worden, dann werden die „einbettenden Kulturen“ auch nur ungenügend jene unterstützende Qualität für eine souveräne Lebensgestaltung erzeugen können, die ihnen zukommen sollte.

❖ *Materielle Ressourcen*

Die Armutsforschung zeigt, dass Kinder und Jugendliche überproportional hoch von Armut betroffen sind und Familien mit Kindern nicht selten mit dem „Armutrisiko“ zu leben haben. Susanne Mayer hat es in DIE ZEIT so zusammengefasst: „In Deutschland sind Kinder zu 27 Prozent von Armut betroffen, das ist der zweithöchste Wert in Europa. Nur in Irland ist das Armutrisiko der Kinder höher (28 Prozent), in Dänemark liegt es bei 11 Prozent. Widerfährt deutschen Kinder das Missgeschick, in einem Haushalt alleinerziehender Eltern zu landen, steigt ihre Chance, dass es äußerst ärmlich zugeht, auf 47 Prozent. Würden diese Kinder in Schweden bei Papa oder Mama leben, wären nur 19 Prozent von ihnen arm. Könnten Kinder sich ihr Geburtsland aussuchen, nun, Deutschland wäre vermutlich nicht die erste Wahl“ (DIE ZEIT Nr. 42 vom 09.10.2003). Da materielle Ressourcen auch eine Art Schlüssel im Zugang zu anderen Ressourcen bilden, entscheiden sie auch mit über Zugangschancen zu Bildung, Kultur und Gesundheit. Hier liegt das zentrale und höchst aktuelle sozial- und gesellschaftspolitische Problem. Eine Gesellschaft die sich ideologisch, politisch und ökonomisch fast ausschließlich auf die Regulationskraft des Marktes verlässt, vertieft die gesellschaftliche Spaltung und führt auch zu einer wachsenden Ungleichheit der Chancen an Lebensgestaltung. Hier holt uns immer wieder die klassische soziale Frage ein. Die Fähigkeit zu und die Erprobung von Projekten der Selbstorganisation sind ohne ausreichende materielle Absicherung nicht möglich. Von die Chance auf Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensprozess in Form von sinnvoller Tätigkeit und angemessener Bezahlung ist für Heranwachsende kaum möglich, Autonomie und Lebensouveränität zu gewinnen.

❖ *Zugehörigkeitserfahrungen*

Die gesellschaftlichen „disembedding“-Erfahrungen gefährden die unbefragt selbstverständliche Zugehörigkeit von Menschen zu einer Gruppe oder einer Gemeinschaft. Die „Wirschicht“ der Identität – wie sie Norbert Elias nennt –, also die kollektive Identität wird als bedroht wahrgenommen. Es wächst das Risiko, nicht zu dem gesellschaftlichen Kern, in dem sich dieses „Wir“ konstituiert, zu gehören. Die Soziologie spricht von Inklusions- und Exklusionserfahrungen. Nicht zuletzt an der Zunahme der Migration wird der Konflikt um die symbolische Trennlinie von Zugehörigkeit und Ausschluss konflikthaft verhandelt. Rassistische Deutungen und rassistisch begründete Gewalt sind Teil dieses „Zugehörigkeitskampfes“.

❖ *Anerkennungskulturen*

Eng verbunden mit der Zugehörigkeitsfrage ist auch die Anerkennungserfahrung. Ohne Kontexte der Anerkennung ist Lebenssouveränität nicht zu gewinnen. Auch hier erweisen sich die gesellschaftlichen Strukturveränderungen als zentrale Ursache dafür, dass ein „Kampf um Anerkennung“ entbrannt ist. In traditionellen Lebensformen ergab sich durch die individuelle Passung in spezifische vorgegebene Rollenmuster und normalbiographische Schnittmuster ein selbstverständlicher Anerkennungskontext. Diese Selbstverständlichkeit ist im Zuge der Individualisierungsprozesse, durch die die Moderne die Lebenswelten der Menschen veränderte und teilweise auflöste, in Frage gestellt worden. Anerkennung muss – wie es Charles Taylor (1993, S. 27) herausarbeitet – auf der persönlichen und gesellschaftlichen Ebene erworben werden und insofern ist sie prekär geworden: "So ist uns der Diskurs der Anerkennung in doppelter Weise geläufig geworden: erstens in der Sphäre der persönlichen Beziehungen, wo wir die Ausbildung von Identität und Selbst als einen Prozess begreifen, der sich in einem fortdauernden Dialog und Kampf mit signifikanten Anderen vollzieht; zweitens in der öffentlichen Sphäre, wo die Politik der gleichheitlichen Anerkennung eine zunehmend wichtigere Rolle spielt." Taylors zentrale These ist für ein Verständnis der Hintergründe von Gewalt und Sucht zentral: Er geht davon aus, „dass unsere Identität teilweise von der Anerkennung oder Nicht-Anerkennung, oft auch von der Verkennung durch die anderen geprägt (werde), so dass ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen wirklichen Schaden nehmen, eine wirkliche Deformation erleiden kann, wenn die Umgebung oder die Gesellschaft ein einschränkendes, herabwürdigendes oder verächtliches Bild ihrer selbst zurückspiegelt. Nichtanerkennung oder Verkennung kann Leiden verursachen, kann eine Form von Unterdrückung sein, kann den anderen in ein falsches, deformiertes Dasein einschließen" (S. 13f.).

❖ *Interkulturelle Kompetenzen*

Die Anzahl der Kinder und Jugendliche, die einen Migrationshintergrund haben, steigt ständig. Sie erweisen sich als kreative Schöpfer von Lebenskonzepten, die die Ressourcen unterschiedlicher Kulturen integrieren. Sie bedürfen aber des gesicherten Vertrauens, dass sie zu dazu gehören und in ihren Identitätsprojekten anerkannt werden. In der schulischen Lebenswelt treffen Heranwachsende aufeinander, die unterschiedliche soziokulturelle Lern-

und Erfahrungsvoraussetzungen mitbringen, die zugleich aber auch den Rahmen für den Erwerb interkultureller Kompetenzen bilden.

❖ *Zivilgesellschaftliche Kompetenzen*

Zivilgesellschaft ist die Idee einer zukunftsfähigen demokratischen Alltagskultur, die von der identifizierten Beteiligung der Menschen an ihrem Gemeinwesen lebt und in der Subjekte durch ihr Engagement zugleich die notwendigen Bedingungen für gelingende Lebensbewältigung und Identitätsarbeit in einer offenen pluralistischen Gesellschaft schaffen und nutzen. „Bürgerschaftliches Engagement“ wird aus dieser Quelle der vernünftigen Selbstsorge gespeist. Menschen suchen in diesem Engagement Lebenssinn, Lebensqualität und Lebensfreude und sie handeln aus einem Bewusstsein heraus, dass keine, aber auch wirklich keine externe Autorität das Recht für sich beanspruchen kann, die für das Subjekt stimmigen und befriedigenden Konzepte des richtigen und guten Lebens vorzugeben. Zugleich ist gelingende Selbstsorge von dem Bewusstsein durchdrungen, dass für die Schaffung autonomer Lebensprojekte soziale Anerkennung und Ermutigung gebraucht wird, sie steht also nicht im Widerspruch zu sozialer Empfindsamkeit, sondern sie setzen sich wechselseitig voraus. Und schließlich heißt eine „Politik der Lebensführung“ auch: Ich kann mich nicht darauf verlassen, dass meine Vorstellungen vom guten Leben im Delegationsverfahren zu verwirklichen sind. Ich muss mich einmischen. Eine solche Perspektive der Selbstsorge ist deshalb mit keiner Version „vormund-schaftlicher“ Politik und Verwaltung vereinbar. Ins Zentrum rückt mit Notwendigkeit die Idee der „Zivilgesellschaft“. Eine Zivilgesellschaft lebt von dem Vertrauen der Menschen in ihre Fähigkeiten, im wohlverstandenen Eigeninteresse gemeinsam mit anderen die Lebensbedingungen für alle zu verbessern. Zivilgesellschaftliche Kompetenz entsteht dadurch, „dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, dass man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die allen ihren Bürgerinnen und Bürgern dies ermöglichen“ (Ottawa Charta 1986; in: Trojan & Stumm 1992).

Fassen wir diese sozialpsychologisch begründeten Lebenskompetenzen noch einmal zusammen. Was brauchen Subjekte für eine gelingende Lebensbewältigung:

- ❖ Sie müssen ihre eigene Lebenserzählung finden, die für sie einen kohärenten Sinnzusammenhang stiftet.
- ❖ Sie müssen in einer Welt der universellen Grenzüberschreitungen ihr eigenes „boundary management“ in bezug auf Identität, Wertehorizont und Optionsvielfalt vornehmen.
- ❖ Sie brauchen die „einbettende Kultur“ soziale Netzwerke und die soziale Kompetenz, um diese auch immer wieder mit zu erzeugen.
- ❖ Sie benötigen die erforderliche materielle Basissicherung, die eine Zugangsvoraussetzung für die Verteilung von Lebenschancen bildet.
- ❖ Sie benötigen die Erfahrung der Zugehörigkeit zu der Gesellschaft, in der sie ihr Lebensprojekt verwirklichen wollen.

- ❖ Sie brauchen einen Kontext der Anerkennung, der die basale Voraussetzung für eine gelingende Identitätsarbeit ist.
- ❖ Sie brauchen Voraussetzungen für den alltäglichen interkulturellen Diskurs, der in einer Einwanderungsgesellschaft alle Erfahrungsbereiche durchdringt.
- ❖ Sie müssen die Chance haben, in Projekten des bürgerschaftlichen Engagements zivilgesellschaftliche Basiskompetenzen zu erwerben.

AUFGABE VON BILDUNG: FÖRDERUNG VON SCHLÜSSELQUALIFIKATIONEN FÜR DIE REFLEXIVE MODERNE

Gegen einen solchen „betriebswirtschaftlichen Imperialismus“ wendet sich Oskar Negt (1998)¹ in einem Versuch, Lernziele oder Schlüsselqualifikationen für eine Gesellschaft tief greifender gesellschaftlicher Veränderungen zu formulieren: „Es ist ein Irrtum zu glauben, dass schnell erwerbbar und schnell einsetzbare Fertigkeiten zukunftsfähig sind“. Und weiter heißt es bei ihm: „Der innengeleitete, kritikfähige Mensch bedarf der Reserven, der inneren Lagerhaltung, die ihm situationsunabhängige Selbstdeutungen im gesellschaftlichen Zusammenhang ermöglichen. Bildung ist wesentlich auch die Entwicklung von Eigensinn, von Wissens- und Urteilsvorräten, die nicht immer gleich anwendungsfähig sind und aufgebraucht werden“ (S. 33).

Die Bestimmung von aktuellen Bildungszielen sollte sich von folgender Frage leiten lassen: „Was müssen Menschen lernen, damit sie in der heutigen Krisensituation begreifen können, was vorgeht? Welche Möglichkeiten gibt es für sie, ihre Lebensbedingungen in solidarischer Kooperation zu verbessern und eine Grundhaltung zu entwickeln, dass Gemeinwohl mehr und anderes ist als nur die Summe betriebswirtschaftlicher Kosten-Nutzen-Kalkulationen?“

(1) Identitäts-Kompetenz – Aufgeklärter Umgang mit bedrohter und gebrochener Identität

Die traditionelle Identität der Menschen, die in den Grundinstitutionen von Eigentum und Arbeit gebildet wurde, ist ausgehöhlt, aber andere, ähnliche Stabilität versprechende Orientierungen sind noch nicht erkennbar. Unter diesen Umständen birgt das millionenfache Schicksal der Arbeitslosigkeit ein Problem, das die Substanz der Person angreift. Ängste vor der Ausgliederung aus dem Erwerbsleben, mithin der gültigen und anerkannten Form von Normalität, gibt es inzwischen in fast allen sozialen Schichten. Zudem hat die Distanz zur

¹ Wenn ich im folgenden Seitenzahlen nenne, stammen die Formulierungen aus dem zitierten Aufsatz. Die nicht seitenmäßig nachgewiesenen Formulierungen sind dem folgenden Zeitungsartikel entnommen: „Der kritikfähige Mensch bedarf der geistigen Lagerhaltung“. Oskar Negt definiert Schlüsselkonzepte für die Bildung. In: Frankfurter Rundschau vom 05.11.1998.

eigenen Arbeit, die kritische Bewertung, ob das, was man tut, auch wirklich den eigenen Sinnvorstellungen und den eigenen Authentizitätsidealen entspricht oder nicht, das Bewusstsein breiter Bevölkerungskreise erfasst.

Nunmehr ist „Flexibilität zum Zauberwort von Krisenlösungen geworden“. Allerdings wirkt diese Flexibilität keineswegs nur im positiven Sinne des größeren Freiheitsspielraums und der Zeitsouveränität der Menschen. Oft bringt sie das genaue Gegenteil, indem sie Menschen aus ihren Lebenszusammenhängen herausreißt. „Vertreibung ist ein konstitutives Element unserer Gesellschaft, Vertreibung aus gewachsenen Lebensverhältnissen, aus dem Erwerbssystem, aus Heimat und Wohnumfeld.“ In einer solchen Situation wird „lernender und wissender Umgang mit bedrohter und gebrochener Identität zur Lebensfrage“. Mehr noch: „Die Kompetenz einer aufgeklärten Umgangsweise mit bedrohter und gebrochener Identität gehört zu den Grundausstattungen der Lernprozesse, die auf die Zukunft gerichtet sind“ (Negt 1998, S. 34). Das zeigt sich auch an den folgenden Kompetenzen, die für eine gelingende Identität wichtig sind.

(2) Technologische und ökologische Kompetenz – Umgang mit den psychosozialen Nebeneffekten der spätmodernen Produktion

Technische Anwendungen greifen heute tief in alle menschlichen Lebenszusammenhänge, sie konstituieren diese häufig sogar. Wenn Menschen sich technisches Wissen aneignen, ist es gleichsam notwendig, die gesellschaftlichen Folgen der nämlichen technischen Anwendung im Auge zu behalten. Die Subjekte sollten sich also nicht nur darum sorgen, lediglich Bedienkompetenz zu erwerben. Vielmehr müssten sie auch ihre Wahrnehmungsfähigkeit bezüglich der Sekundäreffekte entwickeln, um den politischen, kulturellen bis hin zu den psychosozialen Folgen der alten und neuen technischen Arrangements nicht hilflos gegenüberzustehen. Es geht dabei insbesondere um die Wahrnehmung der identitätsrelevanten Selbstveränderung, die die Nutzung oder Nichtnutzung bestimmter technischer Optionen bietet.

Über das Verhältnis zwischen den Menschen und der sie umgebenden Technik hin- und ausgehend „muss gesagt werden, dass der Zusammenhang zwischen der industriellen Produktion und ihren psychosozialen Folgen keineswegs öffentliches Thema ist“, so wie auch die „gesellschaftlichen Folgen der kapitalistischen Produktion“ zu einer „unterschlagenen Wirklichkeit“ gehören. Ein Lernziel, was unter diesen Bedingungen eine gelingende Identität unterstützt, ist eine „ökologische Kompetenz“ (Negt 1998, S. 40 ff.), die den pfleglichen Umgang mit Menschen und ihrer natürlichen und kulturellen Umwelt inspiriert und ermöglicht.

(3) Gerechtigkeitskompetenz: Sensibilität für Enteignungserfahrungen

Vielfältige Enteignungen haben sich im Alltag der spätmodernen Gesellschaft allmählich und eher unbemerkt vollzogen und die Souveränität der Subjekte untergraben. Der Ob-

jektüberhang der Maschinerie im Alltag, die hochkomplexen Anlagen für Kommunikation, Information und Orientierung haben beim „Durchschnittseuropäer zu einer Kompetenz-Entwertung geführt, so dass man durchaus von einer Primitivierung der Beziehungen zwischen Mensch und Lebenswelt sprechen kann“ (ebd. S. 40). Die Perfektionierung der allgegenwärtigen Apparate hat die sinnlichen, intuitiven, improvisatorischen Fähigkeiten der Subjekte, ihr Verfahrenswissen und ihr handwerkliches Geschick verkümmern lassen. Neben diesen Enteignungen sind die Menschen einer sich ebenfalls schleichend vollziehenden Vertreibung aus ihrer gewohnten Umgebung ausgesetzt. Was sie bislang als Heimat verstehen konnten, wird ihnen immer häufiger unter dem Vorwand der Rationalisierung weggenommen. „Der gesellschaftliche Wandel, von dem Soziologen sprechen, hat sich weitgehend ohne Beteiligung der Betroffenen abgespielt und in der Regel gegen ihre Interessen“ (Negt 1998, S. 39). Die Betroffenen müssen lernen, diese schleichende Enteignung zu reflektieren und zu kommunizieren. Das Problem liegt nicht darin, dass das Rechtswissen der Menschen schlechter geworden wäre, sondern darin, dass die genannten Enteignungen immer öfter unterhalb der Ebene einklagbarer Rechte liegen. Der Vorrat der einklagbaren Besitzstände der Bevölkerung wird angesichts der sogenannten „Notwendigkeiten“, beispielsweise „des Standorterhalts“, der „Stärkung der Exportfähigkeit“ oder der „Zurückdrängung des Sozialmissbrauchs“, immer geringer. Gerechtigkeitskompetenz, jene Kombination kritischer Wahrnehmungsfähigkeit und souveränen Engagements, ist eine Kompetenz, die erlernt und geübt werden kann, und sie ist für das Gelingen von Identität eine wichtige Voraussetzung.

(4) Historische Kompetenz: Erinnerungs- und Utopiefähigkeit

Die Beschleunigung der technischen, sozialen und kulturellen Entwicklung verursacht beständig ein Veralten, eine Entwertung oder die Umwertung von Gewohnheiten, Wissen, Normen und Zielen der Menschen. Im Windschatten technischer Innovationen wird die Notwendigkeit zur „Modernisierung“ oder „Reform“ sozialer Strukturen zur Selbstverständlichkeit (v)erklärt. Termini wie „postmodern“, „postindustriell“ und „posthistorisch“ illustrieren eine „Ideologie der Verabschiedungen“ (ebd. S. 43), demgemäß die Diskurse, Praktiken, Konfliktlinien und Werte der vorherigen Generationen in jeder Hinsicht obsolet seien. Das untergräbt die Erinnerungsfähigkeit der Menschen und ihr Vermögen, aus dieser Reflexion eigensinnige und souveräne Schlussfolgerungen zu ziehen. Historisches Gedächtnis und Utopiefähigkeit nach vorn sind zwei Seiten derselben Sache. Menschen, die eine reflektierte Vorstellung davon haben, wie und warum sie geworden sind, was sie sind, können auch Phantasien der Besserung entwickeln. Auch die Einsicht in das Scheitern ist produktiv, ohne dessen Reflexion und ohne Trauer über Verluste kann auch keine Kraft, insbesondere nicht zur Utopie, geschöpft werden. Indem Menschen die Erfahrungen eigener Lebensgeschichte in eine historische Perspektive zu stellen versuchen, können sie sich „historische Kompetenz aneignen“ (ebd. S. 44).

(5) Selbstsorgekompetenz

Eine Zivilgesellschaft baut auf dem Vertrauen der Menschen auf, im wohlverstandenen Eigeninteresse gemeinsam mit anderen die Lebensbedingungen für alle zu erhalten. Zivilgesellschaftliche Kompetenz entsteht dadurch, „dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, dass man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die allen ihren Bürgerinnen und Bürgern dies ermöglichen“ (Ottawa Charta 1986; vgl. Trojan & Stumm 1992). Die „kluge Selbstsorge“, das „kluge Eigeninteresse eines Subjektes (sind) notwendigerweise das Interesse für andere mit“ (Schmid 1998, S. 266). Bislang war die säkulare Moderne keine Kultur der Sorge, eher der „Entsorgung“. „Die Sehnsucht danach, jede Sorge loszuwerden, prägt moderne Menschen in solchem Maße, dass es nachgerade lächerlich erscheint, die Selbstsorge noch immer unter Egoismus-Verdacht zu stellen, wo doch der reale Egoismus längst die griffige Formel parat hat: ‚Sorge dich nicht – lebe!‘,“ (ebd. S. 249). Für die Erlangung von zivilgesellschaftlicher Kompetenz ist es wichtig, solche Entsorgungsmentalität abzulegen und statt dessen die „kluge Sorge um sich selbst“, um andere und um die Gesellschaft wieder wahrzunehmen.

Dazu gehört auch die individuelle Fähigkeit, Zusammenhänge zwischen einzelnen Phänomenen und dem eigenen konkreten Leben herauszufinden. Zum Verhältnis von Lebenskunst und Machtstrukturen meint Schmid: „Will das Subjekt der Lebenskunst die Möglichkeit erlangen, sein Leben selbst zu führen, ist dies nur auf der Grundlage der Aufklärung von Strukturen möglich, denn nur auf der Ebene dessen, was seinem Leben zugrunde liegt, lernt der Einzelne die Bedingungen und Möglichkeiten seiner Lebensführung und seiner selbst kennen. Die prinzipielle Schwierigkeit besteht allerdings darin, dass strukturelle Zusammenhänge sich dem Blick nicht umstandslos darbieten ... Die Reflektiertheit der Lebenskunst wächst mit dem Grad der Aufklärung von Machtstrukturen, um sich so weit wie möglich im Klaren zu sein über die eigene Verstricktheit in deren Geflecht, und um den Ansatzpunkt einer eigenen Einflussnahme zu erkennen“ (Schmid 1998, S. 146 ff).

Die Diskussion spezifischer Kompetenzen für eine gelingende Identität zeigt, dass diese Qualitäten nicht allgemein verbreitet, sondern gewissermaßen selbst ein Stück Utopie sind. Sie können sich nur in einem längeren Prozess herausbilden, nicht nur als Gegenstand von institutionalisierter Bildung und Erziehung, sondern auch in anderen Sozialisationsbezügen, in denen Menschen ermuntert und in den oben genannten Haltungen bestärkt werden. Es ist auch ein Irrtum zu glauben, dass schnell erwerbbar und schnell einsetzbare Fertigkeiten zukunftsfähig sind. „Bildung ist wesentlich auch die Entwicklung von Eigensinn, von Wissens- und Urteilsvorräten, die nicht immer gleich anwendungsfähig sind und aufgebraucht werden. Nur das macht Menschen widerstandsfähig gegen Manipulationen und Verführungen.“ Das erfor-

dert auch entsprechende Schwerpunktsetzungen in der Bildungspolitik. Wer den Betrieb von Universitäten und Schulen und die darin stattfindenden Arbeitsprozesse an den Regeln der Betriebswirtschaft ausrichten will, hat dabei einen „bestimmten Menschentypus im Auge: Den flexiblen, allseitig verfügbaren Menschen, anpassungsfähig, als Trabant um die Sonne des Kapitals kreisend. Erinnerungs- und Utopiefähigkeit wären für ihn ebenso überflüssiger Ballast wie innere Reserven“ und der solidarische Bezug auf andere Menschen. „Ein Staat, der sich zum Handlanger betriebswirtschaftlicher Interessen macht und Institutionen fördert, die den Menschen auf Außensteuerung programmieren, riskiert seine demokratische Legitimation“ (Negt 1998, S. 33).

Literatur

- Antonovsky, A. (1997). Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Barz, H., Kampik, W., Singer, T. & Teuber, S. (2001). Neue Werte, neue Wünsche. Future Values. Düsseldorf/Berlin: Metropolitan.
- Bauman, Z. (2000). Liquid modernity. Cambridge: Polity Press.
- Bundesjugendkuratorium (2001). Streitschrift „Zukunftsfähigkeit sichern! – Für ein neues Verhältnis von Bildung und Jugendhilfe. Bonn.
- Castells, M. (1991). Informatisierte Stadt und soziale Bewegungen. In: M.Wentz (Hrsg.): Die Zukunft des Städtischen. Frankfurt: Campus, S. 137 - 147.
- Castells, M. (1996). The rise of the network society. Vol. I von The information age: Economy, society and culture. Oxford: Blackwell (deutsch: (2001). Die Netzwerkgesellschaft. Opladen: Leske + Budrich).
- Gensicke, T. (1994). Wertewandel und Familie. Auf dem Weg zur "egoistischem" oder "kooperativem" Individualismus? In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29-30/1994, S. 36 - 47.
- Kegan, R. (1986). Die Entwicklungsstufen des Selbst. München: Kindt.
- Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W., Höfer, R., Kraus, W., Mitzscherlich, B. & Straus, F. (2002). Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identität in der Spätmoderne. Erweiterte Neuauflage. Reinbek: Rowohlt.
- Negt, O. (1998). Lernen in einer Welt gesellschaftlicher Umbrüche. In H.Dieckmann & B.Schachtsiek (Hg.), Lernkonzepte im Wandel. Stuttgart: Klett, S. 21 - 44.
- Schmid, W. (1998). Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Sennett, R. (1998). Der flexible Mensch Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin Verlag (engl.: "The corrosion of character". New York: W.W. Norton 1998).
- Taylor, C. (1993). Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Frankfurt: S.Fischer.
- Taylor, C. (1995). Das Unbehagen an der Moderne. Frankfurt: Suhrkamp.
- Taylor, C. (2002). Wieviel Gemeinschaft braucht die Demokratie? Aufsätze zur politischen Philosophie. Frankfurt: Suhrkamp.
- Trojan, A. & Stumm, B. (Hrsg.) (1992). Gesundheit fördern statt zu kontrollieren. Frankfurt: Fischer.